



Dokumentation Symposium 2013

Vortrag

»Das Programm Interkultur und die Aufgabe der Bildung«

Dr. Mark Terkessidis



Schönen guten Morgen, vielen Dank für die Einladung, für die Einleitung und für die Gelegenheit, hier in München sprechen zu können. Ich habe jetzt 40 Minuten Zeit, um die Probleme der Welt zu lösen. Erwarten Sie also nicht zu viel von diesem Vortrag.

Wir befinden uns am Anfang eines längeren Prozesses in der Bundesrepublik. Wir bemühen uns langsam – viel zu langsam – darum, uns einzustellen auf Vielfalt. Vielfalt scheint etwas zu sein, das wir gerade erst entdeckt haben. Vor allem im Bildungsbereich. Allerdings hat es zwischen 1954 und 1999 in der Bundesrepublik Deutschland 54 Millionen Zu- und Wegzüge gegeben. 54 Millionen Zu- und Wegzüge über die Landesgrenzen hinaus. Das heißt, wir leben in einem Land mit einer sehr bewegten Geschichte in Sachen Migration. Natürlich ist es jetzt in den Vordergrund gerückt: seit einiger Zeit erhebt das statistische Bundesamt das Kriterium »Migrationshintergrund« und dadurch hat sich ein neuer Blick auf Bevölkerung ergeben. Erst 1998 hat die Bundesrepublik zum ersten Mal anerkannt, in Deutschland habe ein unumkehrbarer Prozess der Zuwanderung stattgefunden. Das war ein erheblicher Schritt. Vor 1998 war es so, dass man in der Bundesrepublik davon ausgegangen ist, die Ausländer würden irgendwann mal wieder »nach Hause« gehen. Das war zwar immer schon eine Fiktion, aber eine sehr wirksame politische Fiktion. Man musste so nämlich kein einziges Problem lösen, sondern konnte sich bequem mit einem Provisorium einrichten. Erst nach 1998 wurde deutlich, dass es eine Bevölkerung auf dem Territorium der Bundesrepublik Deutschland gibt – und mit dieser Bevölkerung muss man arbeiten, ob man möchte oder nicht. Und diese Bevölkerung durchziehen vielfältige Linien, und man muss eine Politik machen, die Vielfalt gestaltet. Und damit ist zum ersten Mal die Möglichkeit gegeben, eine Politik in Bezug auf das Einwanderungsland zu machen, weil man nicht mehr davon ausgeht, dass sich das Problem durch Rückwanderung von alleine erledigt. Allerdings haben wir noch einen weiten Weg zurückzulegen als relativ junges Einwanderungsland.

Ich möchte Ihnen noch eine kleine Anekdote erzählen, mit der ich Vorträge für gewöhnlich einleite, weil die noch einmal zeigt, worum es auch gerade in Bezug auf Bildung geht. Ich habe mir kürzlich ein kleines Büchlein gekauft mit dem Titel »Migrantenliteratur« – und da lächelt schon jemand. Ich habe mir natürlich dieses Buch gekauft, um mich über dieses Buch aufzuregen. Allein schon der Titel signalisierte das. Aber dass ich mich so über dieses Buch aufregen musste, wusste ich nicht. Das ist ein Buch, das 2007 erschienen ist im altherwürdigen Reclam Verlag. Das Buch ist für den Unterricht gedacht und stellt Texte aus vier bis fünf Jahrzehnten Literaturproduktion von Schriftstellern mit Migrationshintergrund zusammen. Die Auswahl der Texte ist gelungen, aber wenn man sich einmal anschaut, wie diese Texte zusam-

Referent:

Dr. Mark Terkessidis, Dipl. Psych., Dr. der Pädagogik, Journalist,
Autor und Migrationsforscher, Köln und Berlin

mengestellt sind, da fällt einem auf, dass der Schriftsteller mit Migrationshintergrund offenbar unglaubliche Probleme hat – hauptsächlich mit Verlust. Er hat Heimatverlust, Identitätsverlust und Sprachverlust; und so sind diese Texte tatsächlich auch rubriziert – unter Rubriken wie »Deutsch sprechen« etc. Und dann gibt es einen Anhang zu diesem Buch, der heißt »Zahlen, Fakten, Hintergründe«. Da schreiben dann verschiedene Wissenschaftler ohne Migrationshintergrund über die genannten Probleme der Schriftsteller mit Migrationshintergrund mit Heimatverlust, Identitätsverlust, Sprachverlust und so weiter. In diesem Anhang gibt es auch einen Text von Christian Pfeiffer, den kennen Sie vielleicht, der ist Leiter der kriminologischen Forschungsstelle Niedersachsen. Und das ist ein Text über Migration und Kriminalität. Nun wussten wir nicht, dass Schriftsteller im allgemeinen besonders kriminalitätsbelastet sind oder solche mit Migrationshintergrund im besonderen. Aber Sie sehen die Logik. Texte von Schriftstellern mit Migrationshintergrund sind kein Fall für die Literaturwissenschaft, sondern für die Soziologie. Und warum sollen wir dann nicht über Kriminalität reden, also über ein Thema, über das wir ja gern reden, wenn es um das Thema Migration geht.

Zweifellos haben sich die Herausgeber bei diesem Büchlein etwas gedacht. Sie haben festgestellt: in der Bundesrepublik Deutschland haben ein Drittel der Schüler unterdessen den sogenannten Migrationshintergrund. Tatsächlich sind die Zahlen ja noch viel dramatischer. In München haben 50% der Bis-Achtzehnjährigen einen Migrationshintergrund, bei den Unter-Sechsjährigen in den großen deutschen Städten sind die Kinder mit Migrationshintergrund in der Mehrheit. In Frankfurt sind es 67,5%. In Nürnberg schwanken die Zahlen zwischen 60 und 66%, aber das ist ein dramatischer demografischer Wandel, wenn zwei Drittel der Kinder unter sechs Jahren mindestens ein Elternteil haben, das selbst in die Bundesrepublik eingewandert ist. Das ist den Herausgebern auch aufgefallen. Allerdings betonen sie, dieses Büchlein richte sich gar nicht an die Kinder mit Migrationshintergrund, sondern an die Kinder ohne Migrationshintergrund, damit die was lernen über die »Kultur der Ausländer« und dadurch interkulturelle Kompetenz erwerben. Offensichtlich können sie sich gar nicht vorstellen, wie Kinder mit Migrationshintergrund dieses Buch lesen und wie die sich zu einem Text etwa eines Schriftstellers mit türkischem Hintergrund verhalten.

Das wäre schon Grund genug sich zu ärgern, aber es gibt noch ein i-Tüpfelchen hinsichtlich der Analyse dieses Buches. In diesem Buch befindet sich auch ein Text von Herta Müller. Sie wissen: Herta Müller, deutschstämmige Aussiedlerin aus Rumänien, hat 2009 den Nobelpreis für Literatur bekommen. Da stehen wir doch vor einem richtigen Problem. Wenn die Selbstwahrnehmung in der Bundesrepublik Deutschland und die Fremdwahrnehmung so weit auseinander klaffen, dass hierzulande in 2007 die Nobelpreisträgerin von 2009 in ein Ghetto namens »Migrantenliteratur« eingesperrt worden ist, da stimmt irgend etwas gar nicht mehr. Wenn man das als Indikator betrachtet für die Verschleuderung von Potential in dieser Gesellschaft, dann kann einem ganz mulmig werden. Herta Müller selbst hat mal einen ganz interessanten Text darüber geschrieben, wie sie als Schriftstellerin mit Migrationshintergrund in Deutschland gesehen wird. Sie hat ein paradoxes Feld aufgezeigt, in dem sie beschreibt, dass man in Deutschland auf der einen Seite ständig aus der Normalität herausgerissen wird und auf der anderen Seite diese Normalität ununterbrochen von einem eingefordert wird. Auf der einen Seite ist es so, dass sie – mit Migrationshintergrund – ständig gefragt wird »Woher kommst du?« und darauf natürlich als Antwort der Name eines anderen Landes erwartet wird. Und das hat sie, wie viele andere Leute mit Migrationshintergrund, als ein Bestreiten der Zugehörigkeit wahrgenommen, also: aus der Normalität herausgerissen. Gleichzeitig, meinte sie, werde diese Normalität aber eingefordert in Bezug auf ihre Literatur. In den Feuilletons hätte es oft geheißen: Herta Müller, tolle Schriftstellerin, aber sie soll doch mal aufhören, über Rumänien zu schreiben, sondern sich endlich mit Deutschland befassen: uns den großen Wiedervereinigungsroman liefern oder den großen Hauptstadtroman. Das sind vollkommen paradoxe Verhaltenszumutungen, mit denen man konfrontiert ist, wenn man in der Bundesrepublik Migrationshintergrund hat.

Was sagt das jetzt über das Denken in Deutschland? Auf der einen Seite wird weiterhin von einer antiquierten Kulturidee ausgegangen. Das ist auch entscheidend für Bildung, die Kulturidee, die sich auf den nationalen Container bezieht. So als wäre Kultur etwas, das an der Grenze Halt macht. Dabei – und

Symposium
2013

das zeigt das Beispiel Herta Müller – ist jede kulturelle Äußerung ein Knoten in einem Netzwerk von transnationalen Verbindungen. Das ist letztlich schon immer so gewesen, rückt aber in den Zeiten der Globalisierung stärker ins Bewusstsein. Das bedeutet, dass das Rumänien in den Romanen von Herta Müller im Grunde ein Bestandteil von ›deutscher Kultur‹ ist. Wir sind heute unwiederbringlich transnational. Leute leben heutzutage an mehreren Orten zugleich, Leute geben ihre Beziehungen zu ihrer Herkunft nicht auf und wir leben heute alle in einem sehr komplizierten Geflecht von grenzüberschreitenden Verbindungslinien.

Das andere ist – und auch das ist nicht ganz unentscheidend –, dass wir mit einer Idee von ›Deutschsein‹ durch die Gegend laufen, die unterdessen überhaupt nicht mehr funktioniert. Es gibt eine schöne Untersuchung von Jens Schneider aus dem Jahre 2000, die ich immer wieder zitiere. Jens Schneider hat eine eigen-ethnologische Untersuchung über ›Deutschsein‹ gemacht, in der er die ›Eliten‹ in der Bundesrepublik – Politiker, Journalisten etc. – dazu befragt hat, was sie zu Deutschsein denken. Er hat festgestellt: Deutschsein ist eigentlich eine sehr oberflächliche Kategorie. Einerseits wird Deutschsein in Verbindung gebracht mit sogenannten Sekundärtugenden, also Pünktlichkeit, Zuverlässigkeit, Ordnungsliebe usw. Wenn Sie in den letzten Jahren mal mit der Deutschen Bahn gefahren sind, dann wissen Sie, dass diese Tugenden offenbar nur noch mäßig zutreffen. Auf der anderen Seite wird Deutschsein mit so einer romantischen Idee von Tiefe assoziiert. Also der Deutsche ist tief, im Vergleich zum oberflächlichen US-Amerikaner oder zum oberflächlichen ›Südländer‹. Trotz dieses bescheidenen Inhalts wird Deutschsein dennoch als sehr harte Kategorie empfunden: Deutsch ist man oder ist man nicht, man saugt es mit der Muttermilch auf oder durch Erziehung. Schließlich hat Jens Schneider etwas sehr interessantes getan. Er hat die Leute gefragt: »Das versteht ihr nun unter Deutschsein, aber: seid ihr auch so?« Und dann haben alle gesagt: »nee, das ist Deutschsein, aber ich bin gar nicht so«. Deutschsein ist Pünktlichkeit usw., aber ich komme oft zu spät. Oder: Deutschsein ist tief, aber ich hänge an Weihnachten lieber überdimensionierte, bunt leuchtende Weihnachtsmänner an den Balkon, weil ich es lieber amerikanisch habe.

Das heißt, wir befinden uns – und das gilt nicht nur für Deutschland, sondern für alle europäischen Nationen – dieser Tage in einem Spannungsfeld, in dem die nationalen Klischees intakt scheinen, aber gleichzeitig mit den zunehmend globalisierten Alltagserfahrungen der Leute nichts mehr zu tun haben. Und das betrifft nicht nur die Personen mit Migrationshintergrund, sondern auch die deutscher Herkunft. Da stimmt etwas nicht mehr an den Definitionen des Nationalen, während sich aber alle Institutionen weiter auf den nationalen Rahmen beziehen. Und da brauchen wir größere Anpassungsleistungen, um das neu zu justieren. Wir sollten uns auf den Weg machen, diesem Deutschsein eine realistische, neue Füllung zu geben. Eine inklusive, eine bürgerschaftliche Füllung – ein Verständnis, in dem die Leute ihre Erfahrungen unterbringen können.

Ich habe bereits geschildert, dass sich die Situation der Bundesrepublik seit 1998 dramatisch verändert hat. Der Begriff, mit dem man versucht, dieser Veränderung beizukommen, ist der Begriff der ›Integration‹. Ich stehe dem Begriff sehr kritisch gegenüber. Zwar hat es eine Veränderung gegeben in der Idee der Integration nach 2000, aber es gibt auch eine Kontinuität mit den 70er Jahren. Und diese Kontinuität sorgt dafür, dass der Begriff ein wenig schwiemelig riecht. Noch mal zur Veränderung: Integration wird jetzt viel pragmatischer als Integrationspolitik verstanden: als Steuerungsaufgabe, als Querschnittsaufgabe. Das Amt der Integrationsbeauftragten ist vielfach aufgewertet worden. Aber es gibt weiterhin diese normative Idee von Integration und die sagt im Grunde: Da gibt es Leute, die sind zu uns dazugekommen. Diese Leute weisen gewisse Defizite auf. Wenn man sich nun die Debatten der letzten 30, 40 Jahre anschaut, dann geht es immer um die gleichen Defizite. Es geht immer um Sprachprobleme, es geht um patriarchale Familienverhältnisse und es geht um Ghettobildung – mittlerweile als Parallelgesellschaft bezeichnet. That's it!

Seit vier Jahrzehnten reden wir über nichts anderes. Als hätte sich nichts geändert. Aber es hat sich viel geändert. Es gibt eine Mittelschicht mit Migrationshintergrund. Wenn Zahlen genannt werden, etwa die

Symposium
2013

der 15 % Schulabbrecher mit Migrationshintergrund, dann gibt es aber auch 85 %, die die Schule abschließen. Zudem hat sich das Einwanderungsgeschehen verändert. Nehmen wir etwa die sogenannten ›Expatriates‹, das sind Leute, die bei Niederlassungen großer Unternehmen arbeiten. Nun ist die Niederlassung eines großen Unternehmens in München eine Parallelgesellschaft im engeren Sinne. Da wird nicht mehr Deutsch gesprochen, da wird Englisch gesprochen. Und das ist ein Ort, der weniger in der direkten geographischen Nachbarschaft funktioniert als vielmehr im globalen Kommunikationsraum dieses Unternehmens. Derzeit gibt es Einwanderung durch alle Segmente des Arbeitsmarktes – das muss man sich vor Augen halten, das ist eine sehr komplizierte Situation.

Ich habe über die sogenannten Defizite gesprochen. Und die normative Variante von Integration hatte dann immer eine Kur für diese Defizite: Kompensation, Korrektur – und zwar in Sondermaßnahmen oder Sonderklassen neben dem Regelbetrieb der Institutionen. Nach der Berichtigung der Defizite sollte es dann eine ›Stunde Null‹ geben – wie Schuleintritt – und dann sollte mit den ›richtigen‹ Kindern zusammen durchgestartet werden. Nun hat es aber nicht geklappt mit der Beseitigung der Defizite, im Gegenteil. Tatsächlich muss man sagen – zynisch gesprochen –, dass es in Deutschland so etwas wie eine Integrationsindustrie gibt, die man in Sondermaßnahmen, in Projekte ausgelagert hat. Diese Projekte müssen immer Geld beantragen. Und weil die Ausschreibungen auf Kompensation angelegt sind, sind sie darauf angewiesen, ein bestimmtes Bild von ›dem Migranten‹ aufrecht zu erhalten. Das liegt in der Logik der Dinge. Ich bin Psychologe, Psychologen sind darauf angewiesen, dass Leute Probleme haben. Pädagogen sind darauf angewiesen, dass Leute Probleme haben, Sozialpädagogen auch. Und wenn ich etwas in eine Parallelstruktur auslagere...

Ich will diese Projekte im einzelnen nicht kritisieren, verstehen Sie mich bitte nicht falsch, da ist sehr viel Know-How aufgehoben. Es geht nur darum, wie das strukturell gemacht ist. Es existiert eine Parallelstruktur, und diese Parallelstruktur ist darauf angewiesen, immer wieder Probleme zu definieren, für die es dann wieder Geld gibt. Das scheint mir eine Logik zu sein, die dieser Tage überhaupt nicht mehr angemessen ist. Wenn wir von Frankfurt oder Nürnberg reden und feststellen, dass zwei Drittel der Kinder unter sechs Jahren einen Migrationshintergrund haben, dann ist die Norm, an der ich das Defizit messe, gar nicht mehr festzulegen. Es geht also um eine ganz andere Logik. Es geht nicht darum, immer nur die ›Objekte von Bildung‹ im Blick zu haben und zu sagen: »Ihr habt Probleme, die wir begradigen«. Sondern es geht darum, die Institution als Ganzes in den Blick zu nehmen und zu fragen: »Sind die Bildungsinstitutionen der Bundesrepublik Deutschland fit für die Normalität der Vielfalt?« Das ist eine ganz andere Perspektive. In dem Moment beginne ich einen Prozess der Veränderung. Ich brauche ja keine Innovation, solange es immer die problembelasteten Schüler mit Defiziten sind, die die Probleme verursachen. ›Wir‹ Pädagogen sind richtig und gut, weil wir diesen Kindern helfen. Da fällt es gar nicht auf, dass an der Institution selbst etwas nicht mehr stimmt, weil sie im Verhältnis zur Gesellschaft nicht mehr funktioniert.

Lassen Sie uns in dem Sinne einen kurzen Blick auf die Ergebnisse der ›Sprachstanderhebung‹ werfen. Die wird unterdessen ja in den meisten Ländern obligatorisch mit vier Jahren durchgeführt. Diese Erhebungen haben gezeigt: Kinder mit Migrationshintergrund weisen Defizite auf. Allerdings ist das auch wirklich nicht überraschend, wenn in der Familie eine andere Muttersprache gesprochen wird. Dass diese Muttersprache vermittelt wird, ist ja pädagogisch richtig – die Eltern sollen den Kindern die Sprache beibringen, die sie selbst am besten beherrschen. Das Schlimmste ist, gebrochenes Deutsch zu vermitteln. Es ist also kompletter Unsinn, wenn verschiedentlich noch immer gesagt wird, die Eltern sollen mit den Kindern ausschließlich deutsch sprechen. Da es nun keine Kindergartenstruktur unter drei Jahren in den meisten West-Bundesländern, in Bayern und Nordrheinwestfalen zumal, gibt, haben die Kinder mit einer anderen Muttersprache etwa ein Jahr in der Kita deutsch gesprochen. Die Kinder haben Defizite, wie unerwartet. Um das festzustellen, hätte es keinen Test gebraucht.

Allerdings hätte man einen Test in der Muttersprache machen können, um festzustellen, was die Kinder können und nicht nur, was die Kinder nicht können, also welches Potential man entwickeln kann. Aber

Symposium
2013

die Defizite passen wohl besser ins Bild. Zudem ist interessant, dass diese Tests gezeigt haben: etwa 25% der Kinder mit Deutsch als Muttersprache weisen ähnliche Defizite auf. Das heißt, dass ›Migrationshintergrund‹ möglicherweise selbst für Sprachdefizite nicht das entscheidende Kriterium ist, sondern ganz andere Dinge in den Fokus rücken. Damit bekommt man noch einmal einen anderen Blick auf die Institution. Ich sage es noch einmal: Es geht dieser Tage nicht mehr darum, über die Kinder zu reden, die Probleme machen, sondern es geht darum, wie sich eine Institution auf die Vielheit der Kinder einstellt und damit adäquat umgeht.

Der Begriff ›Interkultur‹ ist ein Begriff, mit dem man in diesem Sinne deutlich weiter kommt. Hier in München ist schon lange über interkulturelle Öffnung nachgedacht worden. Ich selbst war sehr inspiriert von den Texten von Herrn Schröder und Frau Handschuck. Das sind Texte, die eben auch über institutionellen Wandel gesprochen haben. Aber es gibt natürlich auch diese niedliche Idee von Interkultur, wie man sie häufig noch bei den ›interkulturellen Wochen‹ erlebt. Das meine ich nicht, sondern ich meine eine programmatische Verpflichtung auf Interkultur. Diese **Verpflichtung auf Interkultur** umfasst im Großen und Ganzen **drei Bereiche**: das eine ist der **Personalbestand** von Institutionen, das zweite ist die **Organisationskultur** und das dritte sind die **materiellen Begebenheiten**, also Räume, Architektur usw. Ich werde jetzt versuchen, das kurz durchzudeklinieren.

Personalbestand ist eine ganz entscheidende Angelegenheit geworden. 2008 ist in Frankreich ein interessanter Film erschienen – »Die Klasse« von Laurent Cantet. Der spielte in einem Klassenraum im 20. Pariser Arrondissement, das ist keine Banlieue, sondern ein innerstädtisches Pariser Viertel, vermischt wie ganz Paris, durchaus mit sozialen Schwierigkeiten. Für mich war es beeindruckend, wie in dem Film übergeschwenkt wurde vom Klassenraum zum Lehrerzimmer. Der Klassenraum: vielfältig, vermischt, wie der Durchschnitt der Pariser Gesellschaft. Das Lehrerzimmer: weiß, komplett. Hier halten wir inne und stellen fest: In einer vielheitlichen Gesellschaft ist dieses Lehrerzimmer die Parallelgesellschaft. Das ist genauso an deutschen Schulen: Das Lehrerzimmer ist die Parallelgesellschaft. Dieses Lehrerzimmer wird einer Gesellschaft, die sich vielfältig zusammensetzt, nicht mehr gerecht. Deswegen muss ich am Personalbestand etwas ändern. Das Land Nordrhein-Westfalen etwa hat ein Programm aufgelegt, in dem man versucht, in den Abiturklassen Schüler mit Migrationshintergrund für das Lehramtsstudium zu interessieren, um langfristig das Personal zu verändern. Langsam ist das Bewusstsein da für die mangelnde Passung zwischen Klassenraum und Lehrerzimmer. Diese Passung ist auch mental. Tatsächlich sind Lehrer, zumal ältere Lehrer, ja eine Klientel, die sich in einem recht homogenen Umfeld bewegt. Man lebt mit Leuten zusammen, die auch alle deutscher Herkunft und Mittelschicht sind. Sie leben in Vierteln, in denen nicht so viele Leute mit Migrationshintergrund leben und die eigenen Kinder gehen auf Schulen, in denen nicht so viele Schüler mit Migrationshintergrund lernen. So ist das in der Gesellschaft. Man geht eben häufig mit den Leuten um, die einem ähnlich sind, aber dann gibt es wie gesagt eine mangelnde mentale Passung. Und dagegen muss etwas getan werden.

Den Personalbestand kann man auf unterschiedliche Weise ändern. Rekrutierungsverfahren sind dabei in den Fokus gerückt. Die Antidiskriminierungsstelle des Bundes hat ein Pilotprogramm mit anonymisierten Bewerbungsverfahren angeregt. Das hat gute Ergebnisse gebracht, aber es geht auch darum, die Sache proaktiv anzugehen. Es geht darum, Personal mit Migrationshintergrund zu suchen, um die Institutionen zu verändern. Das ist eine ganz entscheidende Angelegenheit. Für die Kindertagesstätten ergibt sich ja schon ein anderes Bild. In Berlin, etwa in der Kita meine Sohnes, ist das Personal schon ganz anders zusammengesetzt.

Nun: Personalbestand ist das eine, aber das reicht nicht. Ich glaube, dass die Veränderung des Personalbestandes auch einhergehen muss mit einer **Veränderung der Organisationskultur** von Institutionen. Da geht es um die ›mentalen Bestände‹, die Leute in Institutionen haben. Ich glaube, jede Institution reproduziert in ihrer Trägheit einen bestimmten Typus. Ich habe die Bewerbungsverfahren angesprochen; wenn da fünf Leute sitzen, die sich alle relativ ähnlich sind, und dann kommt eine sechste Person rein,

Symposium
2013

die denen wiederum ähnlich ist, dann nehmen diese natürlich eher die, anstatt sich Differenz aufzuladen. Das spiegelt sich dann in der Institution. Dieser Typus in der Institution, der hat das Gefühl, gewisse Privilegien gegenüber anderen Leuten zu haben. Das ist in der Geschlechterpolitik ja alles bereits diskutiert worden. Die Veränderung der Organisationskultur ist eine zähe Angelegenheit, aber unabdingbar für den Bildungsbereich. Wenn man sich einmal die repräsentativen Untersuchungen anschaut über ›Vorurteile‹ in der Bundesrepublik, so wird klar, dass die Mehrheit der Bevölkerung mal stärker oder schwächer solche Vorurteile hat. Das hat mich dazu bewogen, nicht mehr von individuellen Vorurteilen zu sprechen, sondern von gesellschaftlich verbreiteten Wissensbeständen, von einem rassistischen Wissen.

Das ist aber kein moralisches Problem, das ist eine strukturelle Angelegenheit und damit ein politisches Problem. Rassismus mag zwar ein schlimmes Wort sein, die strukturelle Seite entlastet mich aber als Individuum vom Vorwurf, ›böse‹ und quasi moralisch bankrott zu sein. Seien wir realistisch: Bei allen Themen, von denen wir keine Ahnung haben, greifen wir sofort auf Wissensbestände zurück, die ›in der Luft liegen‹, Geschichten und Wissensfetzen, von denen wir mal gehört haben, persönlich oder medial. Im Falle des rassistischen Wissens ist es genauso. Die meisten Menschen in der Bundesrepublik Deutschland haben keine Ahnung vom Thema Migration. Bei diesem Thema klaffen die Wissensbestände zwischen Experten und Laien weiter auseinander als bei jedem anderen Thema. Und das Personal in Bildungseinrichtungen? Sollten Pädagogen frei sein von solchen Wissensbeständen? Tatsächlich hat das Personal in Bildungseinrichtungen oft auch keine Ahnung vom Thema Migration. Und selbstverständlich hat dieses Personal auch rassistische Wissensbestände. Nun halten wir uns als Pädagogen natürlich für die ›Guten‹ – das ist eine Art ›deformation professionelle‹. Wenn man ›gut‹ ist, ist es allerdings um so schwerer ich einzugestehen, dass man auf solches Wissen zurückgreift. Deswegen ist es auch oft schwer, mit Pädagogen über dieses Thema ins Gespräch zu kommen, die Abwehr ist enorm.

Es gibt eine interessante Untersuchung in dem Zusammenhang, die ich Ihnen nur ans Herz legen kann – von Claus Melter über »Rassismus in der Jugendhilfe«. Claus Melter hat nämlich anlässlich einer Beratung die jeweiligen Betreuer und Klienten in Doppelinterviews über deren Gespräche befragt. Die Ergebnisse haben ihn dazu bewogen, von Rassismus in der Jugendhilfe zu sprechen. Er konnte feststellen, dass die Betreuer sehr unsensibel auf zwei Angelegenheiten reagieren:

Zum einen, wenn die Jugendlichen Diskriminierungserlebnisse formuliert haben. Die wurden von den Betreuern zurückgewiesen, es wurde gesagt: Ihr seid überempfindlich, das ist ein bisschen neurotisch, wie du denkst. Das hat doch alles mit deinem Leben und mit deinen Problemen nichts zu tun. Gleichzeitig haben sich die Betreuer oft auf die ›deutsche‹ Seite geschlagen und gemeint: »nana, wir Deutschen sind doch eigentlich gar nicht so schlimm«. Tatsächlich hat Diskriminierung unbedingt etwas mit dem Leben und den Problemen der Jugendlichen zu tun.

Ein zweiter Komplex, auf den die Jugendhelfer völlig unempathisch reagiert haben, umfasste Statusprobleme. Bei Jugendlichen, die sich auf ›Duldung‹ hierzulande aufhielten, wollten die Betreuer über die Probleme mit dem Aufenthaltsstatus einfach nicht sprechen. Das ist aber etwas, worüber man sprechen muss. Etwa sieben Millionen Personen in der Bundesrepublik werden regiert vom Ausländergesetz und das Ausländergesetz ist ein kafkaesker Dschungel. Man muss sich mal mit dieser Situation konfrontieren, wenn man ständig irgendwelchen Formulierungen unterliegt, die etwas ›in der Regel‹ definieren. Das Ausländergesetz versteht eigentlich niemand. Selbst Anwälte verstehen das nicht, und damit müssen nun Leute leben. Und das macht etwas mit ihnen und der Situation, in der sie leben, und das ist etwas, worüber man Bescheid wissen muss. Ganz einfach.

Ich will noch über **das rassistische Wissen** sprechen, weil ich glaube, dass das zu einer ganzen Reihe von Problemen führt im Bildungsbereich. Vielleicht **drei Unterpunkte**.

Erstens, dass in Bezug auf die Schüler das ausgelöst wird, was Janet Ward Schofield »Stereotype Threat« genannt hat. Das heißt, die Schüler mit Migrationshintergrund haben Angst davor, stereotypisiert

Symposium
2013

zu werden und halten sich deshalb zurück. Es gab kürzlich eine Studie aus Oldenburg, die gezeigt hat, dass Lehrer auf Namen reagieren. Dass zum Beispiel der Name Kevin Reaktionen auslöst bezüglich Verhaltensauffälligkeit. Da wurde nicht gefragt, was der Name Mehmet auslöst, aber man kann sich denken, welche Bilder das aufpoppen lässt. Ich sage nun nicht, das ist eine Katastrophe und die Lehrer sind böse – das ist vollkommener Blödsinn. Ich sage, mit diesen Bildern und Wissensbeständen muss man arbeiten. Es ist nicht schlimm, wenn einem bei Kevin sofort ›verhaltensauffällig‹ einfällt, es ist schlimm, wenn das für Kevin Konsequenzen hat; wenn Kevin vollkommen aus dem Blick gerät und wie ein generalisierter KEVIN behandelt wird.

Ein zweiter Punkt, wo die Wissensbestände eine Rolle spielen, ist diese Art naiver Interkulturalität im Bildungsbereich. Ich selbst war in der Schule immer der Fachmann für Griechenland, obwohl ich zu diesem Zeitpunkt noch kein einziges Mal in Griechenland gewesen bin, weil mein Vater wegen der Junta nicht hingefahren ist. Dennoch musste ich ständig Fragen beantworten, wie das Klima bei uns zuhause in Griechenland sei und immer sagen »das weiß ich auch nicht, wie dort das Klima ist, offenbar war ich noch nie bei mir zuhause«. Dann gab es sogar einen Lehrer, der war der Auffassung, ich sollte Fachmann für die griechische Antike sein. Das Wissen hatte ich offenbar per Blut übertragen bekommen. Da lacht man jetzt, das ist ja auch alles 35 Jahre her. Aber so anders ist es heute gar nicht, wenn es wieder heißt: »Ayşe, komm doch mal nach vorne und erkläre uns den Islam«. Ayşe ist aber ein Kind. Vielleicht ist ihre Familie nicht religiös, vielleicht ist ihre Familie religiös, aber dann ist Religion nur etwas, was zuhause ganz normal gemacht wird. Das ist doch nichts, worüber das Kind luzide Auskunft geben kann. Ich sage ja auch nicht, »Theo komm mal nach vorne und erkläre uns den Protestantismus«.

Ayşe ist ein Kind, in der Schule, um etwas zu lernen. Bei Kindern mit Migrationshintergrund geht man häufig davon aus, dass sie Repräsentanten ihrer Herkunftskultur sind und dass ihre Differenz immer präsent ist und darauf zielen sehr viele Interventionen ab. Das führt aber zu einer Entfremdung der Kinder. Ein Vater türkischer Herkunft meinte kürzlich einmal zu mir: »Meine Kinder kommen ständig türkischer aus der Schule als sie reingegangen sind«. Sie werden so oft auf ihre Herkunft angesprochen, dass sie sich mittlerweile, auch wenn sie sich vorher nicht so sehr dafür interessiert haben, unglaublich für ihre Herkunft interessieren – sie werden quasi gezwungen, sich dazu zu verhalten. Ich glaube, dass es viel sinnvoller wäre, immer von Gemeinsamkeiten auszugehen, um die Differenzen im Prozess heraustreten zu lassen, anstatt immer und ewig die Herkunft und die Differenz zu adressieren; bei allen Projekten über Multi- und Interkultur ein altgedientes und bequemes Verfahren, das mittlerweile nur noch negative Ergebnisse erzielt.

Der dritte Punkt, den ich noch ansprechen wollte: Durch das rassistische Wissen entstehen sogenannte kulturelle Kurzschlüsse. Ein Beispiel: Ein Kind arabischer Herkunft fängt in der Kindertagesstätte an zu beißen. Sofort sind sich das Personal und alle Eltern einig, ah ja, das ist eben das südländische Temperament von dem Kind. Da braucht man ja gar nichts mehr erklären. Das ist dann das südländische Temperament, das durch dieses Kind hindurch beißt, und dann muss man sich für das individuelle Kind nicht mehr interessieren. Man hat dann doch genauer hingeguckt und festgestellt, dass das Kind besonders begabt ist. Es hat sich schlicht gelangweilt und deshalb angefangen zu beißen. Natürlich hatte das mit seinem südländischen Temperament überhaupt nichts zu tun. Aber in dem Moment, in dem diese Kurzschlüsse gemacht werden und die Ethnizität als Erklärungsmodus eingesetzt wird, dann spielen die Individuen keine Rolle mehr. Beim rassistischen Wissen ist nicht der Skandal, dass Pädagogen dieses Wissen haben – das ist letztlich angesichts der gesellschaftlichen Verhältnisse ›normal‹. Ein Skandal ist, dass diese Wissensbestände innerhalb der Organisationskultur nicht adressiert und reflektiert werden.

Mit dem letzten Beispiel war ich noch bei einem ganz entscheidenden Punkt: Es geht ja auch bei der interkulturellen Ausrichtung der Institutionen auf die Vielheit nicht darum, Gruppen in den Blick zu nehmen, was das Bequemste ist, was man tun kann, sondern es geht darum, Individuen in den Blick zu nehmen. 80% der Kinder einer Kindertagesstätte oder Schule haben einen Migrationshintergrund, was soll

Symposium
2013

das eigentlich heißen? Das sind 100% Kinder und die sind alle unterschiedlich, das sind **Individuen**. Es geht bei der programmatischen Verpflichtung auf Interkultur darum, genau diese Individuen zu sehen. Individuen bedeutet, Kinder haben unterschiedliche Hintergründe, Kinder haben unterschiedliche Voraussetzungen und Kinder haben unterschiedliche Referenzrahmen. Der Begriff Referenzrahmen ist sehr wichtig. Herkunft, Ethnizität spielt eine Rolle für Leute – ohne Zweifel. Aber es gibt einen großen Unterschied zwischen zum Beispiel mir und meiner Behandlung meiner Herkunft und jemandem, der, sagen wir, in einer griechischen Community-Organisation tätig ist. Da ist ein himmelweiter Unterschied. Personen bauen Ethnizität in ihren jeweils individuellen Referenzrahmen ein.

Es geht also um Individuen, ihre Voraussetzungen, Hintergründe und Referenzrahmen. Diese Individualität kann ich nur berücksichtigen, wenn ich in der Organisationskultur so etwas verbreite wie ein Kontextwissen. Ich bin kein Freund des Begriffs ›interkulturelle Kompetenz‹, weil das für mich häufig nach Ethno-Rezeptwissen klingt. Beim Begriff ›Kontextwissen‹ geht es um Wissensbestände, die sowohl auf den institutionellen Rahmen als auch auf die Lebenssituation von Individuen abgestimmt ist. Und da muss ich als Pädagoge aktuell etwas wissen über die Geschichte der Migration. Es geht nicht immer nur um ein Wissen über ›deren Kultur‹, sondern tatsächlich um die Umstände und die Lebenslagen der Einwanderung. Wie haben Leute hier gelebt, was haben sie selbst wieder für Wissensbestände erworben im Prozess der Migration? Das ist alles gut erforscht, da gibt es viel zu lesen. Aber das ist etwas, worüber meiner Erfahrung nach sehr viele Pädagogen nicht viel wissen.

Und dann geht es auch darum, etwas über die angesprochenen Statusprobleme zu wissen. Welchen Aufenthaltsstatus haben Leute, wie leben die? Dann geht es darum, etwas über die sozioökonomische Situation von Leuten zu wissen. Kontextwissen bedeutet, Ausschnitte von Wissen in Bezug auf einen bestimmten Kontext zu akquirieren, was einen davon entbindet, ständig nur abstrakt über Kultur und Ethnizität zu reden, sondern einen breiteren Rahmen aufzurufen, der aber angepasst und flexibel handhabbar ist.

Schließlich ist es angesichts der Vielheit auch wichtig, multimodale Vermittlungsformen zu finden. Es ist in Deutschland bekanntlich sehr schwierig, multiperspektivisch zu denken. In Deutschland denkt man im Grunde immer in Schubladen. Das sind die und die und die und die – und für die machen wir das und für die machen wir das. Das man in einem Vorgang gleichzeitig mehrere Perspektiven berücksichtigen kann, das ist eine Sache, die ganz schwer vorstellbar ist. Ich habe hier kürzlich bei der Landesrundfunkanstalt gesessen, um die Volontäre dort zum Thema Migration zu sensibilisieren. Von denen hatte keiner Migrationshintergrund (das ist etwa beim Westdeutschen Rundfunk tatsächlich anders). Ich habe die Frage gestellt: »Wen stellt ihr euch vor, wenn ihr Programm macht?« Erfreulicherweise hat einer gesagt: »Ich stelle mir immer meine Mutter vor, weil meine Mutter ist genau dieser vielseitige Hörer/Seher, an den wir im Rundfunk so denken«. Und das mit der Mutter ist genau das Problem, die Perspektive bleibt gewissermaßen in der Familie.

Wir leben aber nun mal in einer vielfältigen Gesellschaft, das ist nicht mehr nur Familie. In München leben 30% Leute mit Migrationshintergrund, die über erhebliche finanzielle und kulturelle Ressourcen verfügen. Diese Leute wollen und müssen ja auch von einem öffentlich-rechtlichen Programm angesprochen werden. Und dieses Programm muss so gemacht sein, dass, wenn es um Einwanderung geht, nicht Frauen mit Kopftüchern von hinten gezeigt werden, die Einkaufstüten in der Hand halten. Das ist kein Bild, das Nähe herstellt. Das ist ein Bild, das Distanz herstellt. So tauchen Einwanderer aber nicht als Subjekte im Programm auf. Und da muss man darüber nachdenken, wie man das multimodal und multiperspektivisch bewerkstelligt.

Ich glaube, dass das gar nicht so schwierig ist. Kommerzielle Produkte können das. Jede US-amerikanische Serie lebt mittlerweile davon, multiperspektivisch zu sein. Ich weiß nicht ob sie »The Sopranos« kennen. Die US-amerikanische ›Qualitätsserie‹ par excellence. Das ist eine Mafia-Serie. Und natürlich

Symposium
2013

spricht man mit einer Mafia-Serie eigentlich sofort ein bestimmtes Publikum an. Die Macher wollten aber mehr als nur die jungen Männer, die solche Serien per se lieben. Insofern haben sie sich ausgedacht, dass der Mafia-Boss zu einer Therapeutin geht. Vielleicht unwahrscheinlich, aber durch das Subjekt (!) Therapeutin hatten etwa Frauen aus der Mittelschicht quasi ein Guckloch auf die Mafia und begannen, sich für deren Welt zu interessieren. Und die jungen Männer waren eh dabei. So spricht man die ganze Zeit ein sehr unterschiedliches Publikum an. Das ist ein ganz interessanter Ansatz, wie man heutzutage etwa über Curricula nachdenken kann. Wie kann ein multiperspektivisches Curriculum funktionieren? Das ist, glaube ich, gar nicht so schwierig, wenn man einmal angefangen hat, darüber nachzudenken.

In einigen skandinavischen Ländern gibt es an den Unis Diversity-Programme, die solche Multiperspektivität einfordern. Man bietet, sagen wir mal, einen Kurs an in der Literaturwissenschaft über verschiedene Aspekte von Goethes Werk und dann fragt der Diversity-Beauftragte eben aktiv danach, wie die interkulturelle Komponente darin berücksichtigt ist. Und die muss man dann nacharbeiten, wenn man die nicht mit drin hat. Und das ist eine kreative Situation – stets über die Vielheit in einem Gegenstand nachzudenken und die Vermittlung an eine vielheitliche Öffentlichkeit. Im ersten Moment findet man es vielleicht ganz schrecklich, aber dann beginnt man vielleicht selbst Aspekte zu sehen, die man vorher nie gesehen hätte, weil man den Rahmen nie freiwillig verschoben hätte. In diesem Sinne ist es auch eine kreative Situation, die wir gerade in Deutschland vorfinden, aber nur dann, wenn wir uns auf die Herausforderung einlassen.

Der dritte Punkt im Rahmen des Programms Interkultur, den ich noch ansprechen wollte, sind die **materiellen Gegebenheiten**. Es ist ein Problem dieser Tage im Bildungsbereich, dass die Räume etwa an Schulen nicht mehr adäquat dafür sind, was man in der modernen Pädagogik unter Unterricht versteht. Das wissen Sie alle, wenn Sie auf die ein oder andere Weise im Bildungsbereich zu tun haben, dass man im Grunde auch im Sinne einer Individualisierung ganz andere Räumlichkeiten bräuchte. Das betrifft aber nicht nur den engeren Bereich von Bildung, sondern die ganze Idee von Gebäuden, von Architektur. Wir wissen mittlerweile, dass Architektur spricht, aber die Frage ist, zu wem spricht Architektur? Und natürlich ist das auch ein Bereich, der bestimmten Leuten eine bestimmte Subjektivität ermöglicht und eben anderen nicht. Ich habe kürzlich etwa bei der Volkshochschule gesessen, wo es um kulturelle Öffnung ging. Wie sich die Volkshochschule neu aufstellen kann als kommunale Einrichtung. Und dann saßen wir, während wir über interkulturelle Öffnung redeten, in einem Raum, in dem – böse gesagt – lauter tote weiße Männer an den Wänden hingen. Und dann gab es noch Plakate von Theateraufführungen nach Goethe und Schiller. Wir saßen also in einem Raum, sprachen über interkulturelle Öffnung und dieser Raum kommunizierte Homogenität. Und das ist etwas, worüber selten nachgedacht wird. Wie schaffen Räume Platz für eine bestimmte Gruppe von Leuten und richten für andere Barrieren auf.

Ich hatte viel zu tun im Kulturbereich in den letzten Jahren, also mit der interkulturellen Öffnung des Kulturbereichs. Der Kulturbereich hat viele Schwellen. Das Deutsche Theater in Berlin etwa, ein schönes Gebäude aus dem späten 19. Jahrhundert. Es hat einen Vorplatz, den muss man überqueren, und dann steigt man die Treppe hoch zu diesem weißen hellerleuchteten Gebäude, und oben angekommen sieht man die prächtige Einrichtung und Beleuchtung und spätestens dann rutscht man eigentlich auf Knien in den Tempel des Bildungsbürgertums. Ich bin Bildungsbürger erster Generation. Stellen Sie sich mal vor, welche Schwellen man zu überschreiten hat, bis man in diesem Gebäude drin ist. Und wie sich als nächstes die Codes in diesem Gebäude darstellen, wenn man nicht mit Mama und Papa als Kind schon im Theater war. Da scheinen ja lauter Leute zu sein, die alles wissen über das Theater. Und dann bekommt man Angst, weil man die Codes einfach nicht kennt. Da geht es darum, diese Schwellen – auch diese räumlichen Schwellen – abzubauen. Was kann man denn tun um diesen Zwischenraum zu verringern? Welche Membran kann man da einbauen? Wie kann ich es ermöglichen, dass Personen quasi barrierefrei in diese Einrichtung kommen?

Barrierefreiheit etwas umfassender zu denken, ist mein abschließendes Plädoyer. Ich glaube, dass man die Inklusion und Interkulturalität ohnehin ständig zusammendenken sollte und da ist Barrierefreiheit doch

Symposium
2013

ein Begriff, der sich verallgemeinern lässt. In der behindertenpolitischen Barrierefreiheit geht es darum, dass sich alle Personen trotz unterschiedlicher körperlicher Voraussetzungen frei und ohne fremde Hilfe bewegen können. Und wenn ich nun über strukturelle Barrieren rede, über unsichtbare Hürden in Bezug auf Migrationshintergrund, aber auch etwa Geschlecht, sexuelle Orientierung oder Alter, dann kann ich den Begriff Barrierefreiheit theoretisch erweitern. Und Barrierefreiheit bedeutet eben Umbauten im Haus, das wir alle gemeinsam bewohnen – und das ist eben die Aufgabe in Bezug auf die Vielheit der Gesellschaft: das Haus umzubauen!

Dr. Mark Terkessidis

Dipl. Psych., Dr. der Pädagogik, Journalist, Autor und Migrationsforscher, Köln und Berlin



Literatur

Terkessidis, Mark (2010): *Interkultur*. 4. Aufl., Berlin.

Terkessidis, Mark (2004): *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld.

Terkessidis, Mark (1998): *Psychologie des Rassismus*. Opladen.

Symposium
2013